

Die schönsten Geschichten aus Tausendundeiner Nacht

*Erzählt von
Urs Widmer*

*Mit vielen Bildern von
Tatjana Hauptmann*



Diogenes

*Die Zeichnungen
sind meiner Mutter Eugenia
und meiner Schwester Nina
gewidmet*

Alle Rechte vorbehalten
Copyright © 2008
Diogenes Verlag AG Zürich
www.diogenes.ch
150/08/21/1
ISBN 978 3 257 01013 8

Inhalt

Einleitung	7
Der Fischer und der Ifrit	11
Ali Baba und die vierzig Räuber	25
Aladin und die Wunderlampe	41
Das Zauberpferd	63
Die drei Begegnungen Harun er-Raschids	77
Sindbad der Seefahrer	99



Es war einst auf den Inseln Indiens und Chinas ein König. Der hieß Schahriar, und ihm war Bitteres widerfahren. Er hatte eine Frau gehabt, die er liebte und die ihn zu lieben vorgab, ihn aber, wenn er auf die Jagd ging, mit einem schwarzen Sklaven hinterging. Natürlich schlug er den beiden, als er, spät genug, die Untreue bemerkte, die Köpfe ab. Aber mit seiner Frau tötete er auch sein Herz, ja der ganze König wurde ein Stein. Starr, kalt, ohne Freude.

Nun verbrachte er jede Nacht mit einer Jungfrau seines Landes und tötete diese im Morgengrauen mit einem Schwertstreich. Sein Hochzeitsbett, am Abend blütenweiß, war jeden Morgen blutgetränkt. Aber eines Tages gab es im ganzen Lande keine einzige Jungfrau mehr. Nur der treue Wesir, der die Unsitten seines Herrn kannte, aber nicht beeinträchtigen konnte, hatte noch zwei Töchter, Scheherzad, die eine erblühte Rose, und Dunjasad, die fast noch ein Kind war. Liebreizend beide, und Jungfrauen. – Was sollte der Wesir tun, als er den gewohnten Befehl vernahm, dem König auch in dieser Nacht eine Jungfrau zuzuführen? Er weinte. Nie hatten ihn seine Töchter weinen sehen. Scheherzad begriff, dass *sein* Leben auf dem Spiel stand, und rief: »Ich gehe zum König. Lass mich machen. Es muss sein.« – Sie tuschelte mit ihrer kleinen Schwester – die nickte eifrig –, schmückte sich bräutlich und fand sich bei Sonnenuntergang im Palast ein.

Als der König sich zu ihr legen wollte – sie war überwältigend in ihrer Schönheit –, brach sie in Tränen aus und sagte: »Ach, Herr aller Herrscher. Ich kenne mein Los. Ich habe eine süße Schwester, ich liebe sie, lass mich von ihr Abschied nehmen.« Der König, der Stein, gewährte ihr dies. Und Dunjasad kam, küsste Scheherzad und sah zu, wie diese auch den Herrscher küsste. Denn der verlangte das so. Er wollte, bevor er tötete, küssen wie ehemals. Als die beiden in die Kissen sanken und Scheherzad ihren letzten Schlummer tun sollte – der König tötete immer im Licht der allerersten Sonne –, rief die Schwester, den Befehl Scheherzads erfüllend: »Schwester, erzähl mir, erzähl dem Herrscher ein letztes Mal eine deiner Geschichten. Ich weiß, du hast das Herz voll von ihnen.«



Der König, der – soweit ein Stein das kann – bester Laune war, nickte. »Nur zu«, sagte er und machte es sich in den Kissen bequem. Er legte eine Hand auf sein Schwert und die andere auf ein Knie Scheherzads. Und Scheherzad erzählte ihre Geschichte. Sie war aufregend und bestürzend und traurig und lustig, und der König saß mit offenem Mund und roten Ohren da. Auch Dunjasad rang die Hände und stieß hie und da kleine Schreie aus.

Kurz bevor das erste Dämmerlicht die Fenster zu erhellen begann, führte Scheherzad ihre Geschichte zu einem erlösenden Ende und begann, ohne einen Atemzug lang zu zögern, eine nächste. Wunderbar auch sie, aufwühlend. So überraschend in der Tat, dass der König nicht bemerkte, dass ihm die Sonne bald ins Gesicht schien. Ja! Diese Geschichte war noch großartiger als die erste! Die Hand des Königs umfasste zwar den Griff des Schwerts. Aber sie wusste nicht mehr, was sie da wollte. Da verstummte Scheherzad – die neue Geschichte hatte ihren Anker ins Herz des Königs geworfen – und sagte: »Es ist Tag, König aller Könige. Wenn du willst, erzähle ich dir das Ende der Geschichte in der kom-

menden Nacht. Dann kannst du mich ja immer noch töten.« Der König nickte und freute sich, soweit sich Steine freuen können, auf den Abend.

In der nächsten Nacht erzählte Scheherzad die zweite Geschichte fertig und begann, bevor die erste Sonne über den Horizont leuchtete, eine dritte, noch wundersamere und aufregendere, so dass, als die Sonne dann da war, der König es wiederum nicht übers Herz brachte, sie zu töten wie alle andern Frauen vor ihr. Ja, er erwog es kaum mehr, so sehr wollte er das Ende auch dieser Geschichte hören. Und der nächsten, dann der übernächsten. So dass Scheherzad und der König ihre Nächte stets mit einem Sinnenrausch begannen und sie mit einer Geschichte fortsetzten, und dem Beginn einer weiteren, und jeden Morgen fasste der König nach seinem Schwert – eine alte Gewohnheit, deren Sinn er kaum noch wusste – und ließ es dann doch wieder ruhen. Und Dunjasad, die kleine Schwester, kauerte still neben dem Bett. Sah und hörte alles.

Die Geschichte aber, die Scheherzad als erste erzählte, hieß:



Der Fischer und der Ifrit

»Es war einmal ein Fischer«, sagte Scheherzad, »der warf das Netz jeden Tag genau vier Mal aus. Eine Angewohnheit, eine Marotte. Aber immer waren Fische im Netz, nicht zu viele, aber auch nicht zu wenige. An einem Tag aber fand sich im ersten Netz nur ein toter Esel, im zweiten ein alter Topf voller Sand und Schlamm, und im dritten waren gar nur Scherben und Glastrümmer. Da rief der Fischer seinen Gott an und flehte, Herr des Himmels, er habe jetzt nur noch einen Netzwurf und, Herr, er habe noch rein gar nichts von Wert gefischt. Hilf mir! Und er warf das Netz zum vierten Mal aus.

Diesmal war das Netz so schwer, als habe er einen Fels eingefangen, obwohl, als er es endlich an Land hatte, nichts als eine winzige Flasche drin lag, die, als er sie näher ansah, einen Verschluss aus Blei und ein Siegel mit dem Stempel unsres Herrn Salomo trug. Natürlich öffnete er die Flasche, um zu erfahren, was in ihr drin war.

Nichts als Rauch. Der stieg bis zu den Wolken auf und legte sich bis zu den Horizonten über die Erde. Als auch der letzte Rest aus der Flasche entwichen war, zog er sich wieder zusammen und wurde ein Ifrit, dessen Schädel die Wolken berührte, während die Füße, Tempeln gleich, auf der Erde standen. Der Ifrit hatte einen Kopf wie eine Kuppel, Hände wie Heugabeln, Beine wie Schiffsmaste, sein Maul war eine Höhle, seine Zähne waren Felsen, seine Nüstern Trompeten, seine Augen zwei Scheinwerfer und seine Haare ein himmelhohes Gestrüpp. Er heulte, lauter als jedes Unwetter: »Salomo! Salomo! Töte mich nicht! Ich will dir nie mehr widersprechen!«

Der Fischer, winzig auf der kleinen Erde, piepste mit seiner Menschenstimme: »Ich bin nicht Salomo. König Salomo ist seit tausendachthundert Jahren tot. Ich bin ein Fischer, und wir leben am Ende der Zeit.«

Der Ifrit bemerkte den Fischer überhaupt erst jetzt und glühte ihn mit seinen Augen an. »Hast du mich befreit?«, dröhnte er.

»Ja.«

»Frohe Botschaft, Fischer!«, sagte der Ifrit so laut, dass diesem der Kopf



schmerzte. ›Du wirst jetzt sterben. Aber du darfst dir die Art deines Todes wählen. Zerfetzen, zerfleischen oder zerhacken.‹

›Das habe ich nicht verdient‹, sagte der Fischer.

›Verdient oder nicht: Ich will dir sagen, warum.‹

Die Stimme aus dem Himmel wehte die Palmen krumm und ließ die Skorpione unter die Steine fliehen. ›Nämlich: Ich bin ein Dschinn, ein Ausgestoßener, weil ich mich zusammen mit dem Dschinni Sachr gegen Salomo, den Sohn Davids, empört habe. Salomo war mächtig genug, mich einzufangen und mich vor die Wahl zu stellen, mich allen seinen Befehlen zu unterwerfen oder die Folgen zu tragen. Ich entschied mich für die Folgen. Ich Dummer, ich Tollkopf, ich Abschaum. Salomo sperrte mich in diese Flasche, versiegelte sie, prägte seinen und den allerhöchsten Namen in den Siegellack und warf mich ins Meer. Ich toste in der Flasche herum, aber das half nichts. Ich rief den Fischen zu, dass ich den, der mich erlöse, für alle Zeiten reich machen würde. Nichts. Vierhundert Jahre lang nichts. Ich erhöhte mein Angebot und rief ins schwarze Wasser hinaus, ich erfüllte jedem, der mir die Freiheit brächte, drei Wünsche. Egal was, denn meine Macht ist so groß, dass sie nur am allerhöchsten Namen und dessen Propheten Salomo ihre Grenze findet. Wieder nichts, ein paar weitere hundert Jahre schwammen die Fische fühllos an mir vorbei. Da wurde ich an einem beliebigen Morgen sehr zornig – da unten im Wasser ist der Morgen so dunkel wie der Mittag und die Nacht – und rief: ‘Jeder, der mich jetzt befreit, darf wählen, wie er sterben will.’ Und siehe! Du hast mich befreit, und du darfst wählen, wie du sterben willst. Erwürgen, erschlagen, erdrosseln.‹

Der Fischer, der inzwischen seine sieben Sinne wieder eingesammelt hatte, dachte, was der Ifrit an Größe und Zaubermacht hat, das habe ich an Verstand. Er sagte: ›Ifrit. Im Namen des Höchsten, der da – schau hin! Schau genau hin! – im Siegel Salomos eingegraben ist, beantworte mir eine einzige Frage: Wie kannst du, ein himmelhoher Gigant, in dieser winzig kleinen Flasche Platz gehabt haben?‹

›Bin eben drin gewesen‹, brummte der Ifrit, dessen Scheinwerferaugen flackerten, als sie den Namen des Höchsten sahen.

›Glaub ich dir nicht.‹

›Nicht?‹

›Nein.‹

›Dann schau mal genau zu‹, rief der Ifrit so laut, dass dem Fischer der Sand des Ufers um den Schädel spritzte, breitete sich aus, bis er nur noch, von Hori-

